

Literatur

Knastträume

Judith Perrignon erzählt von desertierenden Liebhabern

Schmal, blassblau wie die Augen seiner Heldin, das Kummernis bereits im Titel tragend, nur eine Kummerfalte fehlte ihm noch: Man sieht diesem Buch das Martyrium an, von dem es Zeugnis ablegt. 1973 wird das Frauengefängnis „La Petite Roquette“ im Pariser Bastille-Viertel dem Erdboden gleichgemacht, und manchmal, schreibt Judith Perrignon, „ließ ein halbaufgerissener Turm seine Zellen mit den eingeschlagenen Türen stehen, das wirkte wie das zahnlose Lächeln einer im Sterben liegenden Hexe“.

Nur sechs Jahre zuvor, eine „viertel Stunde vor Zapfenstreich“, wird in der örtlichen Ambulanz ein Kind geboren. Noch nie ist so etwas in „La Petite Roquette“ vorgekommen, niemand hat etwas gemerkt, noch nicht einmal die Mutter, die ihre Schwangerschaft neun Monate lang unter ihren viel zu weiten Pullovern verbirgt. Helena heißt die junge Frau, die fünf Jahre lang einsitzt. 1967 war sie an dem Raubüberfall auf einen Juwelier beteiligt. Seit ihrer Festnahme verschweigt sie den Namen ihres Komplizen. Keine Haft erleichterung, keine Privilegien, fünf Jahre Lebenszeit als Opfer für eine erste große Liebe, einen Jazzmusiker. Die kleine Tochter gelangt in die Obhut der Oma, die in ihrer Jugend selbst einen Musiker geliebt hat. Nach der Schwangerschaft hatte die ehemalige Variété-Tänzerin ihren Traum von der Bühnenkarriere aufgegeben – der Musiker spielte längst in einer anderen Bar.

Desertierende Liebhaber sind die Hauptakteure dieses virtuos verschachtelten Romans. Packend wie einen Krimi, immer wieder die Perspektive wechselnd, gestaltet Perrignon die Suche nach dem Vater der kleinen Angèle. Nach ihrer Haftentlassung nimmt Helena sie zwar zu sich, doch zu Hause herrscht Dauerfrost. In ihrer Nibelungentreue liefert sich Helena einem Liebesideal aus, das jede Fremdwärme, auch die fürs eigene Kind, als Verrat erscheinen lässt. Zusätzlich zur Haftstrafe, die der Richter verhängt, erfindet sie sich mit ihrem Schweigen noch eine härtere: die Pflicht, sich auf ewig zu erinnern. Gegen diesen Eid kann nicht einmal ihre eigene Mutter etwas ausrichten. „Du hast noch nichts gesehen, andere Lieben, andere Kummernisse warten auf dich, steh wieder auf.“ Und sie pocht auf das heimliche Versprechen aller Töchter, glücklicher zu werden als ihre Mütter. Mit Mühe und Not vermittelt sie immerhin der Enkelin eine alte Tänzerinnenweisheit: „Fixiere einen



Judith Perrignon Foto Sipa Press

Punkt, lass ihn nicht mehr los, und du wirst nicht fallen.“

Nach Helenas Entlassung aus der Haft meldet sich ein Journalist bei ihr. Er hatte damals den Prozess im Gerichtssaal verfolgt. Ihm lässt der Juwelendieb kurz nach seiner Tat ein Kuvert zukommen. Es enthält Schmuck und einen Brief, in dem ein gewisser Tom seine Flucht und damit seinen Abschied ankündigt. Als Angèle ihn dennoch findet, wird klar, dass das Vergessen-wollen um jeden Preis das Erinnerungsmüssen in jeder Lage nicht verhindert, dass die Liebe ein Sündenfall ist und sie deshalb niemals Unschuldige hinterlässt, sondern immer nur Versehrte.

Perrignon, lange Jahre Mitarbeiterin der Tageszeitung „Libération“, ist mit „Les Chagrins“ ein Debüt in der ehrwürdigen Tradition der Entsatzromane des siebzehnten Jahrhunderts geglückt. Sublimierte eine „Princess de Clève“ ihre Liebe zum Herzog von Nemours noch hinter Klostermauern, geschieht dies jetzt in einem französischen Gefängnis. Gestochen scharf und dabei völlig unsentimental werden drei aufeinander bezogene Frauenporträts gezeichnet. Das Glücksversprechen von '68 prallt auf gespenstische Weise an allen Generationen ab. Unverhofft überbrückt ein Saxophon die Distanz zwischen Ideal und Wirklichkeit. Im Gegensatz zu seinem Besitzer und zu allen anderen, die diesen Roman bevölkern, beherrscht es die Sprache der Liebe.

KATHARINA TEUTSCH



Judith Perrignon: „Kummernisse“. Roman.

Aus dem Französischen von Karin Uttemdörfer. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 2011. 184 S., geb., 18,90 €.



Madame gibt Autogramme: Hélène Bessette im März 1954, als sie den „Prix Cazes“ für ihren Roman „Lili pleure“ erhielt Foto SZ Photo

Wenn er zu weinen versteht

Ihre Bücher galten als Vorläufer des „Nouveau roman“, doch das hat Hélène Bessette nicht viel genutzt. Erst jetzt wird ihr Werk wiederentdeckt: „Ist Ihnen nicht kalt“ erforscht den Wandel im Verhältnis der Geschlechter.

Nein, das mag man sich nicht wirklich lange anhören, diese Suada eines verlassenen Mannes, den die französische Schriftstellerin Hélène Bessette (1918 bis 2000) Briefe aus Paris schreiben lässt, jeden Tag, morgens, wenn es graut, und abends, wenn es dämert, auch nachts, wenn er vor lauter Leid kein Lichtlein Hoffnung mehr sieht. Man liest aber trotzdem weiter, immer weiter, was vor allem an der eruptiven Sprache liegt, die diesen Briefen eigen ist. Sie ist von einer stakathhaften Rhythmik und theatraler Wucht, die ihresgleichen sucht. Die narzisstische Kränkung hat eine tiefe Wunde gerissen, als Dora, die Frau dieses Pfarrers, in die Schweiz zur Kur reiste, um ein Zeichen zu setzen gegen diese Ehe. Zurückkommen will sie vorerst nicht. Und so redet der Verlassene an sie hin, in abgebrochenen Klagen und Anklagen, in wehmütigen Erinnerungen, in Schüben voller Selbstzweifel, in haltlosen Sitzungen, in welchen er über Dora, über die Ehe im Allgemeinen, über die Ehe mit einem Kirchenvertreter im Besonderen zu Gericht sitzt. Kaum einen Satz schreibt er vollständig aus. Punkte an unmöglichen Stellen nötigen beim Lesen zum gewaltsamen Innenhalten.

Diese Briefe sind Anrufung, Gestammel, voll von Pathos ebenso wie von kalt

analysierender Strenge. Er setzt sie unter Druck, stellt ein Ultimatum, schweigt. Er bemüht im Verkündigungston Versatzstücke seiner Lehre. Und ganz selten lässt er sich hinreißen zu einem Satz, der die eigene Verzweiflung dokumentiert: „Wenn ich zu weinen verstehe.“ Die Antwortzeilen werden uns vorenthalten, und so entsteht diese Dora in Abhängigkeit ihres Mannes allein aus unserer Projektion.

Aber stärker als etwa Hölderlins Briefe an Diotima, als Andre Gorz „Brief an D.“, umkreist Hélène Bessettes Roman nicht nur ein Seelengelände, sondern Rollen. In diesen hoch emotionalisierten, abgerissenen Sätzen verstecken sich krude Argumentationsmuster eines Kirchenmannes, der einen Ruf zu verlieren hat. Auf die Jahre 1960/61 datiert, spiegeln diese Briefe einen Umbruch im Geschlechterverhältnis. Bessette schaut einem neuen Denken auf den Grund. Und so steht man erstarrt angesichts der Logik dieses Mannes, mit welcher er Dora zur Rückkehr überreden will: Wenn-dann Sätze, die unumstößlich wirken, weil sie auf den Grundfesten eines bizarren Glaubens errichtet sind und „Seele“ als einen Wert definieren, aus welchem in natürlicher Reihenfolge resultieren: geistiges Leben, Gott, Kirche, Gemeinschaft, Familie, Ehemann. Im Umkehrschluss heißt das: kein Ehemann, keine Seele. „Deine Verweigerung. Dora bringt ein ganzes Ideal zu Fall.“

Punktgenau zeichnet Bessette vor unseren Augen in der Reflexion das Gefängnis dieser Frau, die nicht taugen will als Familienmutter an der Seite des Pfarrers. Der wiederum ist sehr damit beschäftigt, sich selbst als Opfer der Konventionen zu stilisieren: Er zieht bald gegen die „monströse Monogamie“ zu Felde, um schuldfrei und unter Zuhilfenahme einschlägiger Bibelstellen seine Bedürfnisse anderweitig befriedigen zu können – er hat nämlich eine Geliebte. Die damit verbundene Schuldfrage ist ein Leitmotiv dieses Romans.

Im Soziologischen liegt das aufklärerische Potential einer Prosa, die schamlos hinter die Konventionen schaut, die schreibt, zertert, klagt und verstummt. Autoren wie Marguerite Duras, Nathalie Sarraute oder Simone de Beauvoir, übrigens auch die männlichen wie Raymond Queneau oder André Malraux, waren begeistert von diesem Klang, der den „nouveau roman“ ankündigte. Zwölf Romane von Hélène Bessette publizierte Gallimard zwischen den fünfziger und siebziger Jahren – nicht genug für die Schriftstellerin, die sich nach der Scheidung von ihrem Mann, ebenfalls eines Pfarrers, als Konversationslehrerin und Dienstmagd durchschlug, oft am Rande der Armut.

Jetzt ist zu Recht eine Wiederentdeckung in Gange, in Deutschland dank des Zürcher Seccion Verlags, der 2010 bereits „Ida oder Das Delirium“ herausbrachte – auch dies eine Frauenfigur, die ihr Fremdsein in der Gesellschaft spürt und sich das Leben nimmt. Jetzt begegnet uns eine Variation dieser Frau auf dem Negativ eines verstörenden Monologs, der sich wie eine Schlinge immer enger um den Monologisierenden selbst legt. Und er klingt keineswegs so altmodisch, wie der vornehme Titel vermuten lässt: „Ist Ihnen nicht kalt?“ Das Fragezeichen fehlt. Eindeutige Antworten gibt Hélène Bessette nicht. Aber starkes Wortmaterial ohne Rücksicht auf Struktur.



Hélène Bessette: „Ist Ihnen nicht kalt“. Roman.

Aus dem Französischen von Christian Ruzicka. Seccion Verlag, Zürich 2011. 188 S., geb., 21,95 €.

Schallplatten und Phono

Klingt ja wie Telefondraht

Wer erinnert sich noch an die Musik, die beim Autoscooter-Fahren lief? Meistens stammte sie von Duane Eddy. Die perfekte Kirmesmusik ist jetzt in einer Box nachzuhören.

pe The Sharps steuerte eine Mischung aus Indianerschreien, aufmunternden Rufen und ekstatischem Geheule bei. Das alles verdichtete sich zu dem Höreindruck, dass man es hier mit den Klängen einer imaginären Straßengänge zu tun hatte, der offizielle Bandname Duane Eddy & The Rebels trug noch dazu bei. Eddys Musik sollte für Jahrzehnte der Soundtrack der Rummelplätze werden. An Autoscooter und Raupe erklangen seine Hits, die auch deshalb so gut dafür geeignet waren, weil das Kirmes-Personal bei Instrumental-Musik während seiner Ansagen keinen Sänger unterbrechen musste.

Bei ihm klingt das tiefe E, als ob es noch eine Oktave tiefer wäre“, hat George Harrison über ihn gesagt, und dabei waren es die Beatles, die ihn mit ihrem Durchbruch 1964 aus den Hitparaden feigten. Die fünf Jahre davor jedoch gehörten Duane Eddy und seinem unvergleichlichen „Twang“.

Die Entwicklung seines stilprägenden Sounds war Zufall. Eddy stellte fest, dass es einfach wesentlich markanter klang, wenn er die Melodie auf den tiefen Saiten seiner Gitarre spielte. Gleichzeitig entdeckte er den Tremolo-Hebel seiner Gretsch – ein Sound war geboren, den man mit den abgewandelten Worten von Duke Ellington beschreiben kann: „It don't mean a thang, if it ain't got that Twang!“ Eddy und sein Produzent Lee Hazlewood kannten sich aus einem Kaff in Arizona, wo Hazlewood in den fünfziger Jahren der maßgebliche Radio-DJ war. Mit der Zeit gewann er den Eindruck, dass er die Songs, die er spielte, eigentlich auch selbst aufnehmen und produzieren konnte. Mit „The Fool“ von Sanford Clark konnte er 1956 einen großen Hit landen, ein zweiter wollte ihm im Jahr darauf allerdings nicht gelingen, weshalb er Duane Eddy den Auftrag gab, mit einer zündenden Idee für einen Instrumental-Titel in seinem Studio in Phoenix aufzutreten. Das Ergebnis war „Moovin' N' Groovin'“. Das Lied enterte die unteren Regionen der Hitparaden, der Nachfolge-Song „Rebel Rouser“ die oberen.

Die Box „Twangin' From Phoenix To L.A.“ enthält das Material, das Eddy in den Jahren zwischen 1958 und 1961 für die kleine Firma Jamie aufgenommen, spätere Hits wie „Guitar Man“ für RCA fehlen. Doch auf fünf CDs findet sich die Blaupause des klassischen Duane-Eddy-Sounds, und man kann gut nachvollziehen, woher Produzent Lee Hazlewood, der später mit Nancy Sinatra das unsterbliche „These Boots Are Made For Walkin'“ einspielte, seinen



Duane Eddy, Twangin' From Phoenix To L.A.: The Jamie Years. 5 CDs. Bear Family Records 15778

Weil auch Dick Clark, der die Fernsehshow „American Bandstand“ moderierte, von dem ungewöhnlichen Instrumental-Sound angetan war, holte er Eddy immer öfter in seine Sendung, was eine Hit-Lawine auslöste: „Cannonball“, „Yep!“, „Forty Miles of Bad Road“, „Shazam!“, „Because They're Young“, „Peter Gunn“, „Pepe“ – die Liste war endlos.

Zweifelhaften Ruf hatte. Er gönnte seinen Musikern kaum eine Pause und ließ sie die Titel endlos spielen, bis er die Aufnahme für tauglich befand: Die Single-Fassung von „Because They're Young“, Eddys größtes Hit, stammt zum Beispiel von Aufnahme 27. Martin Böttcher hat sich später für seine Winnetou-Melodie einiges aus dieser Nummer abgeguckt. Dass Hazlewood seine Hits im abgelegenen Phoenix aufnahm, hatte ebenfalls mit seiner Arbeitswut zu tun – in New York hätte er die Musiker für eine Drei-Stunden-Schicht bezahlen müssen, in Phoenix, wo Gewerkschaften keine Rolle spielten, dauerte eine Schicht den ganzen Tag. Sein Toningenieur Jack Miller erzählt die Geschichte, wie Gäste der Musiker nach einer Aufnahme im Studio Lee Hazlewood fragten, ob er wissen wolle, was sie davon halten. Hazlewood antwortete nur: „Nein.“

Dass Duane Eddy kein technisch besonders versierter Gitarrist war, trug ihm viele Anfeindungen ein, denn sein Erfolgsrezept war eigentlich simpel: Die tiefer gelegte Melodie fraß sich unweigerlich ins Ohr. Hinzu kamen allerdings die raffinierten Kniffe, die sein Produzent zum Klang beitrug: ein laut in den Vordergrund gemischtes Schlagzeug, ein aufdringlich röherndes Saxophon und die „rebel yell's“: Die schwarze Gesangsgrup-

Doch natürlich legte er den Grundstein für Eddys Karriere, als er in Jamie endlich eine Plattenfirma fand, die seine Aufnahmen veröffentlichten wollte. Zu vor hatte er sich nur Absagen eingehandelt, die berühmteste stammt vom Label Dot: „Das klingt ja, als ob jemand Telefondraht über den Grand Canyon spannt.“

ROLF THOMAS



Bitte eine typische Handbewegung: Duane Eddy bei der Arbeit Foto Bear Family Records

Der Club der fallenden Flaschen

Jean-Michel Guenassia singt das Lob der Pariser Optimisten der sechziger Jahre

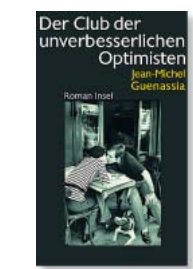
Zwei Pariser Beisetzungen: Das ist der leicht morbide Rahmen, den Jean-Michel Guenassia seinem Roman „Der Club der unverbesserlichen Optimisten“ gibt. Am Anfang die große: „Heute wird ein Schriftsteller beerdigt.“ Lapidar lässt sich das Ende von Jean-Paul Sartre kaum fassen; es dient als Ausgangspunkt für eine Rückschau. Am Ende die kleine: „Nach Saschas Beerdigung wurde das Wetter schön, und der Sommer begann.“ Die Bestattung von Sascha Markish, ehemals Kommandant des sowjetischen Geheimdienstes und Propagandaexperte, zuletzt Gelegenheitsarbeiter in einem Fotolabor, beendet den Rückblick. Zwischen beiden Grablegungen hat sich ein Panorama entfaltet, das eine komplexe Familien- und Adoleszenzgeschichte mit der des bizarren Clubs verquickt.

beehren Sartre und Joseph Kessel den Club; sie stecken den frustrierten Flüchtlingen; die Spitzenberufe im Osten gegen Handlangerjobs im Westen eingetauscht haben, Geld zu und vermitteln Kontakte.

Kessel und Sartre beeindruckten den Jungen, und die polyglotte Mischung des Clubs ist unwiderstehlich: Michel wird zum jüngsten Mitglied. Guenassia berich-

Die Freundin von Michels Bruder Franck; Franck verlässt sie und geht ebenfalls nach Algerien. Michel freundet sich mit Cécile an, sie verzieht ihm aber seine brüderliche Solidarität nicht. Franck wiederum nimmt seine kommunistischen Ideen zu ernst, tötet einen Offizier und ist fortan auf der Flucht. Schließlich verliebt Michel sich in Camille, die jedoch mit ihrer Familie nach Israel auswandert. Vieles bleibt in der Schwebe, am Ende weiß der Leser nichts über den Verbleib von Franck und Cécile, auch die Beziehung zu Camille bleibt offen.

Die Absicht ist legitim: Die Vielzahl der Figuren und das dichte Geflecht der Handlungslinien sollen ein Epochenporträt zeichnen, der Aufbruchstimmung der sechziger Jahre ein Gesicht geben, ein intellektuellen-Paris von unten skizzieren. Doch das gelingt nur im Ansatz: Der Roman will zu viele Geschichten erzählen und verdichtet nicht stark genug; er setzt auf Menge, hat selten den Mut zur Ellipse, vertraut zu wenig auf die Kraft von Anekdoten. Es mangelt zwar nicht an gut getroffenen, oft witzigen Szenen, aber sie stehen isoliert; zwischen ihnen plätschert das Geschehen vor sich hin – bei knapp siebenhundert Seiten ist der Effekt: Ermüdung. Das große Lob der französischen Kritik für das Werk überrascht: Anders als Pascal Quignard oder Patrick Modiano meistert Guenassia die hohe Kunst erinnernden Erzählens noch nicht.



Jean-Michel Guenassia: „Der Club der unverbesserlichen Optimisten“. Roman.

Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer. Insel Verlag, Berlin 2011. 688 S., geb., 24,90 €.

tet von den fünf Jahren seiner Pubertät, in denen er den Club besucht. Die tragikomisch veranlagten Mitglieder werden zu Zeugen von Michels Reifeprozess, Krisen inklusive: Sein Elternhaus, in dem Bourgeoisie und Proletariat aufeinanderprallen, zerbricht. Pierre, ein väterlicher Freund, der Michel in die Rockmusik einweiht, muss in den Algerien-Krieg ziehen, verliert seine linken Ideale und fällt im Kampf. Pierres Schwester Cécile wird

Kritik in Kürze

Dänisch gut

Wem die Welt schon disharmonisch genug ist, wer von der Popkultur ein kraftvolles Gegenprogramm erwartet, der ist richtig bei The Floor Is Made Of Lava. Im Ranking blödsinniger Bandnamen würde das Quartett zwar einen der oberen Plätze belegen, aber die Assoziation „eruptiv“ stimmt allemal. Die junge dänische Formation um den stimmungsgewaltigen Wikinger Tobias Kippenberger fabriziert erstaunlich guten, hochmelodiosen Party-Post-Rock, der eigentlich als Medizin verkauft werden müsste, weil er auf der Stelle alle tristen Gedanken vertreibt, selbst wenn dabei Zeilen wie „Your house of cards is gonna crash“ geschmettert werden.

Alles wird erlebt, erlitten und besiegt an unserer Stelle. Das Erlösungspotential des Rock gründete immer schon im Opferitus des Bühnenheils, Entflammung der Welt qua Selbstverbrennung: „My heart is in flames“ sind denn auch die letzten, treffenden Worte dieses Albums.

Vor allem das neue, zweite Album „Howl At The Moon“ (Ferryhouse/Warner) ist ein Wunderwerk der Überwältigung. Wie schon Vulcanus mit Hammer, Zange und Amboss auskam, beschränken sich die Mondanheuler auf wenige, aber erprobte Mittel: antreibende Rhythmen, aufregende Gitarrenläufe, saftige Beats und emphatischen Gesang mit rauher, chorverstärkter Stimme. Die Texte bestehen aus frei flottierenden, eingängigen Schwüren, Verweigerungen, Apostrophen und Geständnissen. Distanz ist für Ironiker, hier regiert die Identifikation:

In Dänemark sind The Floor Is Made Of Lava längst eine feste Größe. Die Geschichte der Band ist die einer Ermahnung vom Zeitgeist. Begonnen hat alles vor sechs Jahren dort, wo heute meistens alles endet – im Internet. Nach nur drei selbst produzierten, ins Netz gestellten Songs hatte man bereits einen Plattenvertrag in der Tasche. Das gut aufgenommenes Debüt „All Juice No Fruit“ (2007) erinnert an The Rapture und die Arctic Monkeys. Den damals angesagten, nervösen Myspace-Trendsound brachte das Quartett allerdings so perfekt und energetisch herüber, dass ein kometenartiger Aufstieg folgte: Bald schon spielten die Newcomer als Vorband von AC/DC und Oasis. So weit, so märchenhaft.

Doch den vier Jungs aus Kopenhagen ging die eigene Netzauffälligkeit dann auf die Nerven. Man wollte nicht länger austauschbaren Zappelpop kreieren, sondern abseits aller Moden den eigenen Stil perfektionieren. So kam ein Album zustande, das ganz dem episch-pathetischen Rock mit tanzbarem Rhythmus verschrieben ist. Ein hohes Risiko, ein großer Gewinn.

oju